

# Stolpersteine und vielversprechende Ansätze auf dem Weg zur inklusiven Schule

## Einleitung

Die Schule bewegt sich in Richtung Inklusion. Auf diesem Weg gibt es vielversprechende Ansätze, aber auch einige Stolpersteine. Als Studentinnen und Studenten des Masterstudiengangs Sonderpädagogik (Vertiefungsrichtung Schulische Heilpädagogik) an der PH FHNW haben wir uns über die Chancen und Herausforderungen der Inklusion in Schule und Unterricht ausgetauscht und dabei verschiedene Themen aufgegriffen: Meritokratie, den Umgang mit (Un-)Gleichheit, Architektur, Einstellungen, Zusammenarbeit, Ausbildung, Fachkräftemangel und soziale Partizipation.

Moderiert wurde der Austausch von unserem Dozenten, der uns zugleich auch darin unterstützte, die Diskussion in das nachfolgende, fiktive Gespräch umzuwandeln. Die sechs fiktiven Charaktere Mikaela, Pascal, Merije, Judith, Andreas und Silvie formulieren jeweils aus, was sich aus unseren eigenen Aussagen verdichten und verschmelzen liess. Der Dialog ist ein Versuch, unsere Beobachtungen aus dem schulischen Alltag mit theoretischem und empirischem Wissen zum Thema Inklusion zu verbinden. Er soll zum Mit- und Weiterdenken einladen.

<sup>1</sup> An diesem Beitrag mitgewirkt haben die Studentinnen und Studenten des Masterstudiengangs Sonderpädagogik der PH FHNW mit Vertiefungsrichtung Schulische Heilpädagogik: Gabriela Maria Arnold, Janine Beqaj, Vanessa Berthold, Emmanuel Brand, Theresia Erismann, Nuria Gasser, Leonie Gutjahr, Nino Hänggi, Marie-Sofie Hendel, Jelscha Hofer, Muriel Jeanneret, Kelly Kemp, Sophia Kressler, Felicia Lanz, Barbara Luder, Isabelle Mösl, Fumio Rother, Jennifer Rütli, Annika Ryhult, Lorenzo Salvador, Beatrice Schuler, Tatiana Specchia, Manuela Steimer, Stephanie Steiner, Ursina Stierli, Tamara Thoma, Larissa van Laack, Rebecca Vögtli, Gritta Wille, Stephan Zahno, Andrea Zimmermann, Evelyn Zimmermann und Raphael Zahnd (Dozent).

## Dialog



Mikaela: Die Schule reproduziert soziale Ungleichheit und sie widerspiegelt die gesellschaftlichen Herrschaftsstrukturen. Oft wird suggeriert, dass diese Ungleichheit auf der individuellen Leistung beruht. Wer Besonderes leistet, hat einen besseren Zugang zur Bildung, zum Arbeitsmarkt, zu höheren Einkommen und zu führenden Positionen – ganz nach dem Prinzip der *Meritokratie*. Aber auch andere Faktoren wie die soziale Herkunft und der Wohnort bestimmen die Lebenschancen mit. Die Schule als «zentrale Verteilstelle von Chancen» (Graf & Lamprecht, 1991, S. 73) ist eine Farce, denn die Chancengleichheit der Lernenden ist im Sinne des meritokratischen Selbstverständnisses der Schule nie gegeben. Die Schule kann aber ihr meritokratisches Grundversprechen nicht einlösen und ihre Selektionspraxen sind im Sinne der Inklusion grundsätzlich zu kritisieren. Mittlerweile erwacht zwar das Bewusstsein über diese Ungerechtigkeit und man fordert eine Anpassung des Bildungssystems an die Bedürfnisse der Kinder. Diese Anpassungsleistungen werden zurzeit vor allem an die Schulische Heilpädagogik delegiert. Der Systemwandel kann dadurch aber nicht erfolgen, im Gegenteil: Indem die Schulischen Heilpädagoginnen und Heilpädagogen (SHP) in integrativen und separativen Settings die Verantwortung für die zuvor ausgeschlossenen Schülerinnen und Schüler übernehmen, stabilisiert man das System. Ist das nicht absurd?



Pascal: Diesen systemstabilisierenden Aspekt sehe ich nicht *per se* als Problem. Im Sinne der gesellschaftlichen Teilhabe ist es wichtig, Menschen mit einer Behinderung in die Gesellschaft zu integrieren. Wir müssen Brücken bauen. Die SHP können die Lernenden auf dem Weg über diese Brücke unterstützen, zum Beispiel durch die individuelle Förderung im Unterricht. Die Förderung kann auch bereits vor der Einschulung einsetzen: Programme wie *Zeppelin – Familien startklar*<sup>2</sup> tragen dazu bei, ungleiche Startchancen von Babys und Kleinkindern abzumildern und gesellschaftliche Teilhabe zu ermöglichen. Jeder Mensch hat

<sup>2</sup> [www.zeppelin-familien.ch](http://www.zeppelin-familien.ch)

das Bedürfnis, Teil der Gesellschaft zu sein, und möchte dafür nicht auf einen Systemwandel warten müssen, der vielleicht nie kommt.



Mikaela: Ich finde die Kritik am Bildungssystem trotzdem notwendig, sehe aber auch die positiven Aspekte des heutigen Systems. Die integrative Beschulung ist ein Fortschritt gegenüber dem separativen System: So sind zum Beispiel die Berufschancen integrativ beschulter Kinder höher als die von Kindern aus separativen Settings bei vergleichbarer Intelligenz, Schulleistung und sozio-ökonomischem Status. Die Aufgabe der SHP muss darin bestehen, Chancenungleichheiten abzubauen. Allerdings können sie dies nur begrenzt leisten in einem System, das die Chancenungleichheit hervorbringt. Es stellt sich die Frage, wie die SHP mit diesem Widerspruch umgehen können. Um der Chancengleichheit näherzukommen, braucht es schliesslich einen Systemwandel. Der wird allerdings noch eine Weile dauern. In dieser Zeit müssen wir den Widerspruch aushalten. Und wir dürfen vor allem nicht vergessen, die Kinder im Schulalltag bestmöglich zu unterstützen.



Pascal: Ein gerechtes Bildungssystem gibt es nicht. Es wäre aber ein Anfang, Andersartigkeit als Gewinn und Bereicherung für die Gesellschaft zu betrachten. Ist es utopisch zu glauben, man könne die Wettkampfmentalität und das Leistungsprinzip unserer Gesellschaft durch eine Pädagogik verändern, die sich um echte Wertschätzung und Anerkennung aller Menschen bemüht?



Merije: Das ist eine gute Frage, die ich zwar nicht beantworten kann, aber vielleicht hilft dieses Beispiel, um der Sache weiter auf den Grund zu gehen: Ich arbeite in einer Schulgemeinde mit rund 5000 Einwohnerinnen und Einwohnern und kenne die geschilderten Probleme aus dem Alltag. In der Gemeinde gibt es zwei Primarschulhäuser mit unterschiedlichen Einzugsgebieten. Im ersten Schulhaus finden sich mehr Schülerinnen und Schüler aus bildungsnahen Familien mit hohem sozio-ökonomischem Status. Im zweiten Schulhaus besuchen mehrheitlich Lernende mit Deutsch als Zweitsprache und niedrigem sozio-ökonomischem Status den Unterricht. Eine solche Trennung führt zur Repro-

duktion bestehender Ungleichheiten. Die Verteilung der Förderressourcen nach einem Sozialindex könnte dem entgegenwirken. Die zusätzlichen Ressourcen würden im bildungsferneren Einzugsgebiet die Ungleichheiten verringern.



Mikaela: Die Idee mit dem Sozialindex ist spannend, dennoch würde ich die Sache anders angehen. Meines Erachtens wäre es sinnvoller, ein Unterstufen- und Mittelstufenschulhaus zu schaffen mit einer jeweils gemischten Schülerschaft aus allen Quartieren. Dadurch würden die Klassen heterogener und man könnte der Reproduktion von Bildungsungleichheit entgegenwirken. Die Forschung zeigt, dass Kinder aus bildungsfernem und bildungsnahem Umfeld voneinander profitieren können. Zudem könnten die Lehrpersonen und die SHP derselben Stufe enger zusammenarbeiten.



Merije: Dadurch würde die Ressourcenverteilung weniger ins Gewicht fallen. Ich frage mich allerdings, ob eine stärkere Durchmischung in naher Zukunft umsetzbar ist. Gewisse Eltern haben Angst, dass ihre Kinder in heterogenen Klassen unterfordert sein könnten. Zudem sind solche Entscheidungen mit Kosten verbunden und müssen politisch abgesegnet werden. Gäbe es denn weitere Lösungsansätze, die man in unserer Schulgemeinde niederschwellig umsetzen könnte?



Mikaela: Mir fallen zwei Optionen ein. Die Verteilung der Ressourcen könnte mit der Gesamtschulleitung und allen involvierten SHP beider Schulhäuser vorgenommen werden. So könnte man die notwendigen Ressourcen nicht nur mit Blick auf die Kinder verteilen, sondern auch unter Berücksichtigung beider Schulhäuser mit ihren unterschiedlichen Rahmenbedingungen. Alternativ könnte man für die verschiedene Einzugsgebiete der Schulhäuser einen Sozialindex berechnen und die Verteilung der Ressourcen zwischen den Schulhäusern danach ausrichten. Das Schulhaus mit dem tieferen Index würde dementsprechend mehr Ressourcen erhalten. Die Schulhäuser zu mischen, scheint mir insgesamt trotzdem zielführender. Die anderen Möglichkeiten würde ich erst verfolgen, wenn der politische Widerstand gegen eine stärkere Durchmischung zu gross ist.



Judith: Ich möchte eine weitere Perspektive auf den Umgang mit Ungleichheit und Gleichheit einbringen. An vielen Schulen unterrichtet man in Gebäuden, die vor über 100 Jahren gebaut wurden. Neue oder sanierte Schulhäuser sind zudem vielerorts Prestigeobjekte der Architektinnen und Architekten. Man sorgt sich zu wenig um einen barrierefreien Zugang. Ein Schulgebäude, in dem inklusiver Unterricht möglich sein soll, muss viele Bedingungen erfüllen: Es muss rollstuhlgängig sein, eine geeignete Beleuchtung und raumakustische Gestaltung haben, es braucht Raum für verschiedenste Lern- und Förderangebote und Möglichkeiten, um seinen Unterricht vorzubereiten und um unter Fachpersonen ungestört in den Austausch zu treten. Die Umgestaltung bestehender Schulhäuser ist meist umständlich und aufwendig. Leider zeigt uns die Realität, dass auch Neubauten oft nicht barrierefrei sind und die Gestaltung einer inklusiven Schule erschweren. Dazu ein Beispiel: Vor Kurzem hätte ein Kind, das einen Elektrorollstuhl nutzt, in die Regelschule integriert werden sollen. Die kantonale Behörde lehnte den Antrag auf den Einbau eines Lifts aufgrund der Kosten ab. Als Alternative bot die Behörde dem Kind einen Platz an einer Sonderschule an. Die Schule leitete ein Rechtsverfahren gegen die Entscheidung der Behörde ein. Schliesslich hiess das Gericht die Finanzierung für den Lift gut. In der Zwischenzeit besuchte das Kind aber bereits seit Längerem die Sonderschule und die Eltern wollten es nicht mehr aus dem gewohnten Umfeld herausreissen.



Silvie: Solche Probleme könnte man bei Neubauten lösen, indem vor der Planung Spezialistinnen und Spezialisten, Menschen mit Behinderung, aber auch Fachkräfte und die Schulleitung ihre Bedürfnisse, Bedenken und andere Aspekte für einen barrierefreien Schulalltag einbringen könnten. Danach bespricht man die Ansprüche mit den Architektinnen und Architekten und prüft sie auf ihre Umsetzbarkeit.



Andreas: Zeigt sich in unserer Diskussion nicht einfach, wie zentral die Wertefrage ist? Uns gelingt es immer noch nicht, inklusive Werte in Handlungen umzusetzen. Die Gesellschaft ist immer noch zu wenig für das Thema sensibilisiert. Das führt immer wieder zu Problemen, wie ein mir bekanntes Beispiel

zeigt: In einer 1. Klasse sollten vier Kinder mit einer Behinderung integriert werden. Allerdings gab es von den Eltern grossen Widerstand. Sie waren besorgt, dass die Klasse aufgrund der Integration dieser vier Kinder mit dem Schulstoff nicht durchkommen würde. Obwohl die Schulleitung an einem Informationsabend anhand von Studienergebnissen zeigte, dass die Lernentwicklung von heterogenen Klassen mit Kindern mit und ohne Behinderung gleich verläuft wie in homogenen Klassen, konnten die Befürchtungen der Eltern nicht entkräftet werden.



Pascal: Solche Erlebnisse sind frustrierend, aber es gibt auch gegenteilige Erfahrungen. Manchmal können schon kleine Anpassungen eine grosse Wirkung erzielen. Wichtig ist, dass alle Beteiligten einer Schule mitwirken: Inklusive Werte müssen von allen gelebt und umgesetzt werden. Konkret meint das, dass nicht die Kinder mit besonderem Förderbedarf im Vordergrund stehen, sondern die Schule als Ganzes. Die Sorgen und Anliegen kritischer Eltern sind teilweise berechtigt und zeigen, dass es eine intensive Auseinandersetzung mit dem Thema Inklusion braucht. Ihre Zweifel und Sorgen können auch zum Vorteil genutzt werden, indem man sie zum Beispiel als Anlass nimmt, positive Erfahrungen zu schildern und überhaupt miteinander in den Austausch zu treten. Als SHP ist es essenziell, das offene Gespräch zu suchen, um bei kritischen Eltern einen Wandel in der Haltung in Gang zu setzen. Sie sollen erkennen, dass mit der Inklusion die Partizipation aller Menschen in der Gesellschaft in den Vordergrund rückt und dass der Inklusionsgedanke auf den Menschenrechten beruht und wissenschaftlich abgestützt ist.



Silvie: Ähnliche Auseinandersetzungen braucht es auch in den pädagogischen Teams. Dort kann die Wertehaltung auch problematisch sein. Eine Aussage, die ich nicht mehr hören kann, ist: «Ach so, ich dachte, du würdest das machen.» Egal ob es darum geht, ein Arbeitsblatt anzupassen, ein Formular auszuhändigen oder sich mit einem Kind abzusprechen – häufig entstehen in der Zusammenarbeit zwischen SHP und Klassenlehrperson Unstimmigkeiten, weil die Aufgabenbereiche und Rollen nicht ge-

nügend geklärt sind. In einer Schule, die Inklusion anstrebt, ist das kontraproduktiv. Es braucht für den Umgang mit Heterogenität die Zusammenarbeit in einem multiprofessionellen Team.



Mikaela: Für die Kooperation im Team bietet das *3Säulenmodell* von Buchs-Grumbacher und Zurfluh (2007) einen lösungsorientierten Ansatz. Es bieten einen Rahmen für die Umsetzung neuer Schulmodelle: Die *Fachsäule* verweist auf die Relevanz von Weiterbildungen, um die gängige Unterrichtspraxis an die Heterogenität anzupassen. Die *Organisationsentwicklungssäule* beinhaltet die Beratung und Begleitung der multiprofessionellen Teams. Die *Systemsäule* bindet schliesslich alle Beteiligten des Systems Schule ein und ermöglicht eine Teilhabe an Informations-, Rückkoppelungs- und Evaluationsprozessen. Das Modell geht also weit über das Klassenzimmer hinaus und zeigt, dass Inklusion mehr braucht als gute Absprachen – es geht um Organisationsentwicklung.



Silvie: Klingt ja schön und gut, trotzdem fehlt es oft an fundamentalen Aspekten für eine gute Zusammenarbeit. Durch die multiprofessionelle Zusammenarbeit verändert sich nicht nur das Kerngeschäft der Lehrpersonen dahingehend, dass sie weniger autonom agieren können. Die Klärung dessen, wer zukünftig für was zuständig sein soll, wenn das Unterrichten, die Elternarbeit usw. gemeinsam verantwortet wird, ist kein Selbstläufer. In diesem Prozess müssen die Klassenteams unbedingt unterstützt werden. Dies wirft natürlich auch die Kostenfrage auf, denn die Unterstützung muss finanziert werden. Ferner führt die Zusammenarbeit zu einem Zusatzaufwand, welcher sich auf die Unterrichtsqualität auswirken kann, da beispielsweise die Zeit für Absprachen einen Einfluss auf das Zeitbudget für individuelle Vorbereitungen haben kann. Überdies wirken sich ungelöste Fragen der Zusammenarbeit störend auf den Schulalltag aus und verursachen weitere, kräftezehrende Konflikte. Je länger Konflikte andauern, desto schwieriger wird es, die verinnerlichten Verhaltensmuster anzupassen. Trotzdem erhalten die Lehrpersonen in Konfliktsituationen erst spät Unterstützung.



Mikaela: Gerade deshalb braucht es Organisationsentwicklung. Es gibt aber auch pragmatische Lösungen für das Problem, zum Beispiel den *Kooperationsplaner*<sup>3</sup> der PH Thurgau. Er kann zur Klärung von Aufgaben und Verantwortlichkeiten genutzt werden.



Silvie: Man könnte jetzt wiederum argumentieren, dass die Befragungen des *Kooperationsplaners*, die man ausfüllen muss, um im Team auf einen gemeinsamen Nenner zu kommen, zu aufwendig sind. Aber was der Kooperationsplaner zeigt: Um sich dem Thema Kooperation anzunehmen, braucht es Zeit und den Willen zur Zusammenarbeit. Es wäre schön, wenn uns die Schulleitungen die dafür nötigen Zeitgefässe zur Verfügung stellen würden.



Judith: In dieser Debatte sollte man auch an die Schulassistentinnen und -assistenten denken. Ich arbeite zurzeit als Studentin in dieser Funktion. Mein Ziel ist es, dass der Unterricht ungestört durchgeführt werden kann und dass die Lehrperson durch meine Unterstützung entlastet wird. In vielen Fällen funktioniert das gut, aber immer wieder komme ich und auch meine Kolleginnen und Kollegen an unsere Grenzen. Viele von uns verfügen nicht über eine ausreichende Ausbildung für den Umgang mit Kindern mit komplexen Diagnosen, die eine intensive und spezifische Begleitung benötigen. Das führt zu Überlastung und Überforderung bei den Schulassistenten. Man muss sich das mal vorstellen: In der Schule arbeiten Menschen ohne ausreichende Ausbildung mit Kindern mit besonderem Förderbedarf. Wo gibt es das sonst? Im Schulalltag erleben wir zudem, dass oft nicht geklärt wird, was unsere Rolle ist: Welche Aufgaben müssen wir übernehmen, um die Lehrpersonen zu unterstützen?



Merije: Es gibt noch ein weiteres Problem: Aufgrund ihrer fehlenden Ausbildung werden Assistenzpersonen vergleichsweise schlecht entlohnt. Sie sind für die Schulen günstige Hilfspersonen im integrativen Setting. Der tiefe Lohn und die häufige Überfor-

<sup>3</sup> <https://kooperationsplaner.ch/>

derung führen bei Assistenzpersonen zu einer geringen Motivation, ihre eigentlich wichtige Tätigkeit auszuführen. Das führt zu einer hohen Fluktuation. Ständig wechselndes Personal wirkt sich wiederum negativ auf die Kinder aus, die eine gewisse Konstanz bei den Bezugspersonen benötigen. Und schliesslich hat auch das pädagogische Team einen Mehraufwand, weil neue Assistenzpersonen eingearbeitet werden müssen und es dadurch nicht zur gewünschten Entlastung kommen kann.



Judith: Die Arbeit als Assistenzperson hat mir gezeigt, wie das Engagement von Lehr- und Fachpersonen in der Zusammenarbeit mit mir meine Motivation beeinflusst: Die Klärung der Erwartungen an mich und eine präzise Einführung in meine Aufgaben, waren für mich sehr wichtig. Das hat auch mit Wertschätzung zu tun und sobald ich in meiner Arbeit wertgeschätzt werde, bleibe ich auch gerne länger.



Merije: Trotzdem muss sich in der Praxis einiges ändern. Es braucht ausgebildetes Personal und höhere Löhne. So liesse sich die Überforderung verringern. Zudem bräuchte kompetentes Personal weniger Einarbeitung und es wäre motivierter, diese Tätigkeit auch länger auszuüben. So könnte die Unterrichtsqualität gesteigert werden und es wäre möglich, eine Bindung zu den Kindern aufzubauen. Für die Zusammenarbeit zwischen Assistenzperson und Lehrperson oder SHP bräuchte man ein gemeinsames Rollenverständnis und Absprachen darüber, wie man Kindern zu einer uneingeschränkten Teilhabe am Unterricht verhelfen kann. Die Praxis zeigt: So profitieren alle voneinander.



Silvie: Diese Diskussion erinnert mich daran, dass ich letzthin einen interessanten Beitrag geschaut habe, der in Verbindung zur Frage der Ausbildung und der Kooperation steht – allerdings über die Assistenzfunktion hinaus. Peter Lienhard hat bereits 1993 versucht, die Frage zu beantworten, welche Schritte auf dem Weg hin zur Inklusion gemacht werden müssen und wie ein inklusives

Schulsystem aussehen muss.<sup>4</sup> Einer seiner Punkte – und dieser erscheint mir besonders wichtig – bezog sich auf die Aus- und Weiterbildung von Fach- und Lehrpersonen. Um eine hohe Qualität der Bildung und Förderung in einem inklusiven Bildungssystem zu erreichen, braucht es genügend fachlich ausgebildete Personen. Ausserdem hat die Kompetenz der Regellehrperson einen grossen Einfluss auf die «allgemeine Grundtragfähigkeit» der Schulen. Damit meint er die Fähigkeit, eine Schule für alle Schülerinnen und Schüler zu sein, ohne Kinder aus dem Regelunterricht ausschliessen zu müssen. Gerade neue Lehrpersonen werden oft mit schwierigen Situationen konfrontiert, die in der Grundausbildung unzureichend thematisiert werden. Eine Kollegin berichtete mir, inwiefern der Mangel an unterstützenden Fachkräften ihren Berufseinstieg erschwert hatte: Sie übernahm gleich nach dem Studium eine erste Klasse als Klassenlehrerin. In der Klasse gab es mehrere Kinder mit zugewiesenem Förderbedarf, eines davon hatte das Tourette-Syndrom. Das äusserte sich durch aggressives Verhalten, kleine Ticks und ständiges Wegrennen. Zur Unterstützung wurde eine Sozialpädagogin eingesetzt. Sowohl unsere Kollegin als auch die Sozialpädagogin waren mit der Situation überfordert. Obwohl beide wenig Erfahrung hatten, erhielten sie kaum Begleitung. Nach wenigen Wochen kündigte die Sozialpädagogin und die Kollegin war ab diesem Zeitpunkt mit der Klasse allein. Die Suche nach einer Nachfolge gestaltete sich schwierig.



Pascal: Solche Probleme sind mir auch schon zu Ohren gekommen. Der Mangel an Fachpersonen betrifft auch die Schulische Heilpädagogik. In der Praxis lässt sich beobachten, dass immer mehr Personen ohne entsprechende Ausbildung heilpädagogische Tätigkeiten übernehmen. Eine Kollegin befindet sich noch am Anfang des Sonderpädagogik-Studiums, gibt jedoch bereits *Integrative Spezielle Förderung*. Dies ist kein Einzelfall, es werden sogar Stellen besetzt mit Studierenden der Sonderpädagogik ohne Berufserfahrung. Die Schulleitungen sind sich der Problematik bewusst, jedoch haben sie häufig Schwierigkeiten, diplomierte Fachpersonen zu finden.

<sup>4</sup> <http://peterlienhard.ch/blog/?p=1773>



Mikaela: Das zeigt doch, wie schwierig es ist, unter diesen Bedingungen einen Systemwandel herbeizuführen. Es bräuchte nicht nur mehr Fachpersonen, sondern auch die Gewährleistung der Grundtragfähigkeit eines Klassensystems und einen flexibleren Einsatz von Ressourcen. Zudem sollten Unterstützungsangebote unkompliziert und niederschwellig verfügbar sein. Auf dem Weg hin zur Inklusion dürfen Kinder nicht unter fehlenden personellen Ressourcen leiden. Wir sind den Kindern gegenüber verpflichtet, ihnen auch während des Systemwandels gerecht zu werden. Lehrpersonen müssen den Raum erhalten, ihre Haltung im Hinblick auf Inklusion zu überdenken und neue Formen des Unterrichts zu entwickeln. Um auf Peter Lienhard zurückzukommen, muss bei der Umsetzung von Inklusion nicht nur an der Hülle gearbeitet werden, sondern das pädagogische Tun und die Haltung müssen im Zentrum stehen.



Andreas: Endlich, das wollte ich schon lange einwerfen: Inklusion muss schliesslich auch im Unterricht gelingen. Da gibt es noch einige Baustellen. Eine davon möchte ich hier ansprechen: die soziale Partizipation. Sie wird bisher zu wenig beachtet. Es reicht nicht aus, wenn die soziale Dynamik in einer inklusiven Schule dem Zufall überlassen wird. Das Ignorieren der sozialen Aspekte kann nämlich zu Problemen führen, wie dies ein heftiger Vorfall an einer Schule mit einer Lernenden mit ASS zeigt: Die Schülerin wurde zunächst ausgegrenzt und anschliessend aufgrund ihrer Beeinträchtigung gemobbt. Sie war nicht imstande, sich zu wehren oder Hilfe zu holen.



Merije: Gegen den Vorwurf, dass der sozialen Partizipation zu wenig Beachtung geschenkt wird, ist nichts einzuwenden. Soziale Partizipation sollte aber nicht erst thematisiert werden, wenn es zu Mobbing kommt. Es ist ein grundsätzliches Thema, das alle Schulen und Klassen betrifft. Als Lehrperson kann man gut darauf einwirken – und damit meine ich gerade nicht mit Anti-Mobbing-Workshops. Forschungsergebnisse zeigen, dass zum Beispiel die Beziehung zwischen der Lehrperson und den Lernenden, das Klassenklima und die Form der Bewertung von Leistungen einen Einfluss auf die soziale Partizipation haben. Ich kenne ein Beispiel eines Jungen mit einer Autismus-Spektrum-

Störung, der die Sekundarstufe II besuchte. In seinem Fall haben verschiedene Faktoren die soziale Partizipation unterstützt: die Aufklärung der Klasse über Autismus-Spektrum-Störungen durch einen Psychologen, regelmässige Gespräche zwischen dem Jungen und der Lehrperson und die Einbindung der Mitschülerinnen und Mitschüler zum Beispiel durch das Abmachen von Zeichen, um zu signalisieren, wann genug ist. Der Junge verbrachte schliesslich die Pausen, das Mittagessen und sogar die Freizeit mit seinen Schulkameradinnen und -kameraden.



Mikaela: Auf der Sekundarstufe II kann davon ausgegangen werden, dass die Lernenden in ihrer Sozialentwicklung weiter fortgeschritten sind als Primarschülerinnen und -schüler. Womöglich hatten einige bereits Kontakt zu Menschen mit Beeinträchtigungen. Solche Erfahrungen sind wichtig, um soziale Unsicherheiten abzubauen und die Diversität der Menschen als Normalität zu erkennen. Folglich wäre es wichtig, Vielfalt bereits auf der Vorschul- und Primarstufe zu thematisieren.



Silvie: Dazu passt ein Beispiel aus einem kooperativen Kindergarten. Er setzt sich zusammen aus einem heilpädagogischen und einem Regelkindergarten. Das Beispiel zeigt, wie in einer nicht inklusiven Struktur Inklusion angestrebt werden kann, um sich langfristig der Inklusion anzunähern. Die Lehrpersonen und die SHP sind im regen Austausch und es finden täglich gemeinsame Aktivitäten statt, an denen alle Kinder teilhaben können. Durch den frühen, häufigen und angeleiteten Kontakt werden Ängste und Unsicherheiten abgebaut.



Andreas: Die soziale Partizipation ist ein wesentlicher Erfolgsfaktor für die Umsetzung der Inklusion. Alle sollen an der Gesellschaft teilhaben können. Lernen die Kinder von klein an, dass es normal ist, unterschiedlich zu sein, anerkennen sie die Vielfalt auch als Erwachsene. Eine inklusive Schule kann als Schlüssel gesellschaftlicher Akzeptanz von Diversität angesehen werden.



Mikaela: Guter Schlusspunkt. Damit sind wir aber schon fast wieder am Anfang des Gesprächs. Wichtig wäre es eben auch, am System etwas zu ändern und über Haltungen und Werte zu verhandeln.